

ersten Buch merkte ich, wie anders eine Zeichnung in Goldprägung auf dem Leder wirkt als auf dem Papier. Ich lernte bald, das reizvolle Spiel glatter, schraffierter und punktierter Linien, sowie der Perl- und Wellenlinien zur Gliederung oder Füllung einer gegebenen Fläche zu benützen. Es handelte sich fast immer um Neuausgaben von Werken, deren Verfasser vor hundert, zweihundert oder mehr Jahren gelebt hatten; so kam ich nie auf den Gedanken, mich dabei an die Formenwelt des soeben absterbenden Jugendstils zu halten. Gerade die Verleger der schönsten Bücher pflegen sich ähnliche Aufgaben zu stellen, und darum liegt wohl allen, die mit dem Buch zu tun haben, die Vorstellung so fern, daß eine große und nicht gewöhnliche Gegenwart doch auch in Schrift und Typographie ihren eigenen Stil fordern könnte. In meiner Georg-Müller-Zeit habe ich selbst jede Modernität abgelehnt; sie war damals auch nicht verlockend. Vor dem Weltkrieg, als fast jeder Bürger neben seinen Berufseinnahmen noch über reichliche Kapitalzinsen verfügte, wurden von einer gut aussehenden Halblederausgabe im ersten Ansturm soviel Exemplare verkauft, daß die Herstellungskosten der ganzen Auflage gedeckt waren. Die von mir entworfenen Bücher gefielen allgemein und wurden mit Vorliebe in den Schaufenstern der besseren Buchhändler ausgestellt. Doch je größer der Erfolg war, um so lauter wurde in der Fachpresse der Handbuchbinder und in einer überspitzt bibliophilen Presse betont, daß nur der exakte Handeinband echt sei, der Verlegereinband aber eine Art Schwindel. Ich war immer bereit, Irrtümer einzusehen; aber hier schien mir etwas nicht zu stimmen. Lassen sich Handarbeit und Maschinenarbeit so scharf voneinander trennen? Wer die Mechanisierung verurteilt, müßte alle Folgerungen daraus ziehen, wie es Lao-Tse getan hat; oder er ist ein Heuchler und vielleicht ein Snob. Ich sah mich vor das zentralste Problem der neuen Zeit gestellt und packte es dort, wo es mir zuerst begegnet war. Der Verdammung der Maschine setzte ich eine kritische Untersuchung aller Arbeitsgänge entgegen, die zum gebundenen Buch führen, und verglich in jeder Phase die Vorteile und Nachteile der Hand- und Maschinenarbeit. Ich gab mir Rechenschaft von allen Fehlern, die der Verleger vermeiden muß, damit die Großbuchbinderei einen untadeligen Einband liefern kann, und suchte in enger Fühlungnahme mit den Bindereien nach Mitteln, den Verlegereinband zu verbessern. Er ist nun einmal so wenig zu entbehren wie der Fabrikschuh, den wir fertig kaufen. Das auch heute noch lesenswerte Ergebnis meiner Untersuchung ist in dem Kapitel „Vom Verlegereinband“ meiner „Typographie als Kunst“ zusammengefaßt. Zu den Voraussetzungen eines haltbaren Verlegereinbandes gehört es, daß der Buchblock nicht zu dick und nicht zu schwer sei. So erschienen bei Georg Müller die langen Bücherreihen der „Klassiker des Altertums“, der „Bibliothek der Philosophen“ und der „Meisterwerke orientalischer Literatur“ in einem schlanken Format nach

dem Vorbild einer Ausgabe von Kants „Metaphysik der Sitten“ aus dem Jahre 1803, die ich einmal antiquarisch erstanden hatte.

Ich habe eigentlich schon bei dem ersten Auftrag, den mir Müller gegeben hatte, gemerkt, daß es mit der Betreuung des Einbandes allein nicht getan sei. Der mir hier zur Verfügung stehende Raum gestattet mir nicht, im einzelnen auszuführen, wie ich die Bücher typographisch aufzubauen suchte; ich habe ja auch diese in jahrelanger Arbeit gewonnenen und bewährten Erfahrungen in allgemein verständlichen und jedermann zugänglichen Lehrbüchern veröffentlicht, zuletzt in meiner im Verlag der Gebrauchsgraphik erschienenen „Kunst der Typographie“. Ich möchte statt dessen jener Druckerei gedenken, in der ich selbst mit der schwarzen Kunst vertraut gemacht wurde. Dies war die damals noch kleine Druckerei von M. Müller & Sohn in der Müllerstraße. Der Vater Müller, nicht verwandt mit dem Mainzer Bürgersohn Georg, war eigentlich Schneidermeister und hatte den glücklichen Einfall gehabt, für andere Schneidermeister und für Konfektionshäuser Kataloge mit der neuesten Frühlings- und Herbstmode herzustellen, die von diesen an ihre Kundschaft verschickt wurden. Diese Modekataloge mußten zweimal im Jahre in verhältnismäßig kurzer Zeit gedruckt werden. Da liefen dann alle Maschinen in drei Schichten bei Tag und Nacht. In der Ebbe zwischen diesen Flutwellen holte man andere Druckaufträge herein und kam diesen Lückenbüßern wohl auch im Preis entgegen; zu ihnen gehörte der junge, schnell wachsende Verlag von Georg Müller. Wenn dann die Kataloge wieder eingehoben wurden, entbrannte ein Kampf aller Kunden mit der Betriebsleitung, weil jeder seine eigenen Aufträge noch rechtzeitig erledigt haben wollte. So wurden immer neue und leistungsfähigere Maschinen angeschafft, dem Übel aber damit nicht gesteuert; denn diese brauchten in der Zwischenzeit nun erst recht neue Auftraggeber, die dann nicht weniger ungeduldig waren, wenn die Hochflut der Kataloge kam. Erst der Weltkrieg hat dieses Wachstum vorübergehend zum Stillstand gebracht. Da ich nach dem Krieg an den Bodensee übersiedelte, habe ich nur aus der Ferne miterlebt, wie diese Druckerei zur größten Europas wurde. Wenn ich dann gelegentlich den jüngsten der drei Söhne, der nun Chef des Hauses geworden war, traf, war er meist auf dem Sprung, schnell in eine Stadt zu fahren, wo gerade eine neue Druckerei erworben werden sollte; denn er druckte jetzt den Völkischen Beobachter und da war es mit der Aufstellung neuer Maschinen nicht mehr getan.

Die Druckerei erbaute sich 1911 in der Schellingstraße ein eigenes Haus und nannte sich nun „Münchener Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn“. Damals hatten Emil Preetorius und ich den Entschluß gefaßt, eine „Münchener Schule für Illustration und Buchgewerbe“ zu eröffnen, um Nachwuchs heranzuziehen für die buchkünstlerischen Aufgaben der Münchener Verleger, die wir allein nicht